

Der Beinhändler

Kriminalgeschichte von August Butcher.

Wenn der Reisende auf der Altbahn der bayerischen Grenze entlang dem alten Ullm entgegenschauert, so kann er auf der württembergischen Seite ein Dorflein an einem grünen Hügel lieben sehen, auf dessen Spitze ein schmales Kirchlein gleich einer Krone sitzt. Er schenkt ihm vielleicht weiter keine Beachtung, denkt aber doch unter Umständen, es müsse dort nicht übel wohnen sein. Und von diesem Dorflein und einzigem seiner Bewohner soll ihm nun eine schlichte Geschichte erzählt werden, die sich vielleicht nicht übel anhört. Wenn sie dann der Leser später gedruckt vor sich hat und wieder in die Gegend kommt, so schenkt er dem Dorfe wohl einen längeren Blick wie früher und macht sich seine Gedanken über die Tatsache, daß die Schicksale und Gehehnisse überall daheim sind, und daß man, um noch originellere Leute zu finden, zuweilen gut tut, vor den großen Städten auszuweichen. Doch dies mag unsere Geschichte am besten selbst beweisen.

Über dem bewußten Kirchlein, um welches sich der Gottesacker gleich einem überernsten und tieferbedeckten Bande schon seit Jahrhunderten schlingt, in welches viele Blumen und noch mehr Erinnerungen eingeschoben sind, steht eine schmale Eichengruppe unsern des Bretterzimmers — denn zu einer Kirchhofsmauer haben es die Leute von Selteneich (so wollen wir den Ort aus gewissen Gründen taufen) nicht gebracht — und unter dieser ein ebenfalls in seiner Art sehr schmuckes Haus, aus dessen hellen Fenstern man weit ins bayerische Land hinüberschauen kann.

Ein großer und schöner Ausblick tut sich auf, wenn z. B. an einem Septembervormorgen die Sonne den wallenden Nebel über der Altbahn verschweicht und die Dächer und Kirchen weit ins Land hinein nacheinander gleichsam Auferstehung feiern.

Zu dem schmucken Hause wohnt aber nicht etwa ein junges Paar, denn das Los des Lebens ist gut gefallen, daß es von diesem Sanssouci aus „ohne Sorgen“ die rollenden Wogen der Altbahn und des Lebens jahrelang in behaglichem Zustande ohne Mühe und Arbeit an sich vorübergleiten lassen darf. Nein, in Selteneich — der Name ist nicht ganz uneben gewählt — gab es kaum drei wirklich wohlhabende Familien und reiche eigentlich gar keine. Freilich, nach dörflichen Begriffen waren der alte Seelenbauer und sein Weib, die sich zur Ruhe gesetzt und das Haus gebaut hatten, unmenlichlich reiche Leute, denn sie besaßen nach dem Verkaufe ihres Hofgutes der Sage nach noch ein Barvermögen von zwanzigtausend Gulden, Grund genug, um ihnen mit unfähiger Achtung zu begegnen. Kinder bejaßen sie keine, nur einen Ziehhohn, den Christian, der aber nicht viel mehr als einen Knecht vorstellte und von den alten Leuten mit dem Verdacht belastet war, er wolle sie einflüßeln. Wir reden später noch von ihm und ebenso von seinem weiblichen Gegenstück.

Als dem Alten vom Seelenhofer, der am anderen Ende des Dorfes lag und jetzt einen anderen Besitzer hatte, die Jahre wie Blei in den Gliedern zu liegen begannen, hatte es der Seelenhofer, der immer einen Stroh in der Hand gehabt, durchgesetzt, daß der Hof verkauft und das Haus gebaut wurde. Er bildete sich die Anregung zu diesem etwas außergewöhnlichen Beginnen übrigens nur, denn er war immer ein wenig mit der Einbildung gestraft gewesen, und die Leute von Selteneich sagen, das eigentliche Triebrad von allem war sein Weib, ein ganz außerordentliches Stück Leut, das z. B. das Talent besaß, immer zu tun, als ob es den Radichsel einlege, während sie doch die Räder schmierte; damit hatte sie ihren Willen und doch keine Verantwortung, und der alte Seelenhofer merkte nichts davon, wenn er nur gut sah. Und die Schwarzkäse hier anscheinend der Fall.

Der alte Mann, der in seinen jungen Jahren geritten und gefahren war wie ein Kavalier, zu allen Gangeschießen, Preisgelein, Landwirtschastlichen Festen, zu allen Kappelenkirchweihen, wie die alten Weiber sagten, hatte übrigens beabsichtigt, in dem unfernen Ullm in seinen alten Tagen „den Großartigen zu reifen“ und die Leute von Selteneich mit Verachtung zu strafen. Aber die Seelenhoferin war nicht auf den Kopf gefallen wie ihr etwas einseitiger Mann und rechnete so: In einer großen Stadt — ganz abgesehen davon, daß es bei ihnen beiden an der Bildung mangelte, die freilich zuweilen durch den Geldsack reichlich aufgewogen wird — laufen und fahren Tugenden herum, die ebensoviel und noch weit mehr befehlen als sie. Wenn irgendwo — rechnete sie ihrem Manne vor — eine ganze Herde Flauen ist, so schaut bald kein Mensch mehr nach ihnen, die Geschichte wird ordinar. Steigt aber in einem Dorfe ein einziger herum, so ist und bleibt er eine Merkwürdigkeit, an der man sich nicht satt gaffen kann und die gleichsam jeden Morgen wieder neu geboren wird. Und so sei es auch mit den Mentiers, die in einer Stadt so reichlich vertreten sind wie die roten Hunde, während in etwas in Selteneich seit Menschengedenken nicht vorgekommen sei; er könne übrigens tun, was er wolle, das Weib solle ihrem Manne untertan sein, das habe der langjährlange Pfarrer schon bei ihrer Trauung erklärt und sie habe nie an so heiligen Sachen gekümmert. Das letztere ließ der Seelenhofer „unberufen“, wenn er auch manches darüber hätte vortragen können. Aber daß sie ihn bei seinem Willen ließ, das schmeichelte ihm, und so tat er denn auch nichts, „was er wollte“, nämlich was sie wollte.

Ihre Rechnung war aber auch wirklich richtig gewesen. Ede und Ansehen hatten sie im Ullm und ohne Konkurrenz, und wenn so Allerweltslampen, die es über all gibt, ihn mit „Herr Mentier“ anredeten, so bezahlte er weidlich und merkte zu spät oder gar nicht, daß ein Mentier zuweilen unvorhergesehene Ausgaben haben kann, die freilich mit der Repräsentation zu sammenhängen, denn so außerordentliche Leute dürfen sich nicht lumpen lassen.

Der außergewöhnliche Platz an dem Kirchhofe paßte nun in seiner Art auch zu der neuen Stellung, die unter altem Ehepaar nunmehr einnahm. Dem Seelenhofer wäre freilich der Bergabhang lieber gewesen, es war wärmer da und nicht so unheimlich nahe am Kirchhofe. Der Lehrer hatte ihm gegenüber sogar einmal Ullms Wort von der „Dörringer Schlacht“ zitiert: „Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab“, und das hatte ihn unangenehm berührt, denn er hatte bei sich beschlossen, noch lange nicht zu sterben, was von Seiten eines Mentiers schon entschuldbar ist, und wollte nicht daran erinnert sein. Hier aber auf dem Kirchhofhügel starrte ihm der Tod gleichsam Stunden für Stunden gerade ins Angesicht. Aber sein Weib hatte die Bemerkung hingeworfen, wenn man etwas vorstellen wollte, so müsse man auch in des Wortes vollster Bedeutung auf die Leute herabsehen können. Das haben schon die alten Ritter so gehalten, wie er in den vergilbten Schriften lesen konnte, und jeder fettgewordene Viehhändler stelle sein Geißloch auch jetzt noch auf einen Auszug. Sie wolle ihm aber nichts darüber reden, denn er sei der Herr. Das hatte entschieden; der „Herr“ hatte getan, wie seine „Magd“ gewollt.

Aber einen Schmerz hatten die beiden alten Leute bei diesem Aufstieg doch erlebt, an den sie nicht gedacht hatten und den sie nicht vermeiden konnten. Gerade auf dem Plage, wo sie ihr Haus hingestellt, hatte früher die Leidenhalle, das Weinhäus, gestanden, wie es in der Ortschronik noch zu lesen und in jedermanns Munde war. Und jetzt hier man die alten Leuten — und auch nicht nur hinter ihrem Rücken — „die Weinhäuser“. Und einen sogenannten Hausnamen bringt auf dem Dorfe Kind und Kindekind nicht mehr weg.

Da hatte „Seelenhofer“ doch nicht gelungen, und es war noch eine Art Ruhm dabei gewesen. Ein alter Vorfahre auf dem Gute sollte nach der Legende nämlich vor Zeiten durch Gebet und Kasteiungen

aller Art einmal eine unruhige „arme Seele“ erlöst und dem Geismweien damit den Namen verheimlicht haben. Aber „Weinhäuser“! Zwar hatte der Ziehhohn gelassen bemerkt, daß eigentlich jeder Mensch ein „Weinhäus“ sei, in dem die arme Seele wie in einer Art Baracke lebe. Aber er hatte es nicht gut mit dieser einschlägigen Bemerkung getroffen, vielleicht gerade weil sie so naheliegend war. Die jungen Weiden von Selteneich, die auch zuweilen einen Schwapp über Dürst hatten und die der Mentier Seelenhofer manchmal ein wenig prüfte und von oben herab zu behandeln pflegte, hatten ein einfaches Mittel, ihn aus der Wirklichkeit zu entfernen: Der eine oder andere nannte ihn, als ob sich das von selbst verstände, „Weinhäuser“, und in fünf Minuten war er sicher nicht mehr da. Er brachte einen Hantel beim, der nicht mehr zu gemein war, und das einzige Mittel, das sein gewisses Weib dagegen anwandte, war, daß sie lästlerlich über das bettelhafte Chor schimpfte und seinen Reichtum und seine Gelehrtheit über den Schellenfong erhob. Das befänstigte ihn dann wieder und einige Kruglein Moß vollendeten das gute Werk.

Es war am 18. September 19... schon spät am Abend. Der Weinhändler von Selteneich war in seiner sehr guten Stimmung aus dem Weinhäus nach Hause gekommen. Es hatten ihn zwar einige die kein Weib mehr in der Taube hatten, ein über das andere Mal „Herr Mentier“ geschimpft und er hatte großartig einige Maß Bier springen lassen. Als er aber des Bezahlers müde geworden, hatte ihn gerade einer der meist bedachten in dem wohlfeil erkaufte Hause gefordert, ob es ihm noch gut in seinem Weinhäus gefalle. Das hatte all die ihm aufgestellten Richter mit einem Male ausgelacht, und er hatte mit seinem gütigen alten Bedal den Kirchhof betreten, indem er in holde Worte über die Unantbarkeit der Menschen murmelte. Jetzt sah er in seinem Sorgenfessel am warmen Ofen und hatte, wie alle Abende, einen Krug Moß mit ein Redhals mit Zwetschgenschwaffer vor sich stehen. Er war ein etwas geübter Mann in der Siebziger, fällig im Gesicht und mit dünnen grauen Haaren, die er stets mit vieler Mühe zu einer „Zwangsanleihe“ über den tall werdenden Schadel strich. Man sah es ihm wohl an, daß er in jüngeren Jahren ein sehr stattlicher Mann gewesen war und er gab sich auch jetzt noch den Anschein einer gewissen Jugendlichkeit, die freilich meist nicht lange anhält. Das Alter meistert aber einen jeden und auch der ehemalige Seelenhofer, und jegliche Weinhändler hatte nach einem in seiner Art sehr bewegten Leben, in dem die Häufige die größte Rolle gespielt hatten, einige Gebrechen davongetragen. Vor allem litt er zuweilen schwer an der Fußgicht und dann hatte ihn vor Jahresfrist auch noch die neuomodische Krankheit „Kaulenzia“ gepackt, bei welcher er stark an Gehirn gelitten. So nannte man in unserer Gegend die „Ankuzenzia“, und der bequem übertriebene Namen war um keinen Preis mehr zu verbannen, er lag so geistlich auf der Zunge und man konnte nach Umständen auch etwas dabei denken.

Auf Tische sah die Weinhändlerin, die ihren Namen nicht mit Unrecht trug, denn sie war nur Haut und Bein und zusammengebogen von ihrer Arbeit. Sie hatte tiefgeschwarte Haare, unruhig flackernde Augen und eine Zunge, die ebenso geschmeidig als nach Umständen scharf sein konnte. Sie hatte Tag und Nacht keine Ruhe; sie arbeitete jetzt noch wie ein Bettelweib mit sieben Kindern, rodem sie auch schon in den Sechziger stand und Geld zum Wegwerfen hatte.

Fortsetzung folgt.

Der Seelenhofer war nicht auf den Kopf gefallen wie ihr etwas einseitiger Mann und rechnete so: In einer großen Stadt — ganz abgesehen davon, daß es bei ihnen beiden an der Bildung mangelte, die freilich zuweilen durch den Geldsack reichlich aufgewogen wird — laufen und fahren Tugenden herum, die ebensoviel und noch weit mehr befehlen als sie. Wenn irgendwo — rechnete sie ihrem Manne vor — eine ganze Herde Flauen ist, so schaut bald kein Mensch mehr nach ihnen, die Geschichte wird ordinar. Steigt aber in einem Dorfe ein einziger herum, so ist und bleibt er eine Merkwürdigkeit, an der man sich nicht satt gaffen kann und die gleichsam jeden Morgen wieder neu geboren wird. Und so sei es auch mit den Mentiers, die in einer Stadt so reichlich vertreten sind wie die roten Hunde, während in etwas in Selteneich seit Menschengedenken nicht vorgekommen sei; er könne übrigens tun, was er wolle, das Weib solle ihrem Manne untertan sein, das habe der langjährlange Pfarrer schon bei ihrer Trauung erklärt und sie habe nie an so heiligen Sachen gekümmert. Das letztere ließ der Seelenhofer „unberufen“, wenn er auch manches darüber hätte vortragen können. Aber daß sie ihn bei seinem Willen ließ, das schmeichelte ihm, und so tat er denn auch nichts, „was er wollte“, nämlich was sie wollte.

Ihre Rechnung war aber auch wirklich richtig gewesen. Ede und Ansehen hatten sie im Ullm und ohne Konkurrenz, und wenn so Allerweltslampen, die es über all gibt, ihn mit „Herr Mentier“ anredeten, so bezahlte er weidlich und merkte zu spät oder gar nicht, daß ein Mentier zuweilen unvorhergesehene Ausgaben haben kann, die freilich mit der Repräsentation zu sammenhängen, denn so außerordentliche Leute dürfen sich nicht lumpen lassen.

Der außergewöhnliche Platz an dem Kirchhofe paßte nun in seiner Art auch zu der neuen Stellung, die unter altem Ehepaar nunmehr einnahm. Dem Seelenhofer wäre freilich der Bergabhang lieber gewesen, es war wärmer da und nicht so unheimlich nahe am Kirchhofe. Der Lehrer hatte ihm gegenüber sogar einmal Ullms Wort von der „Dörringer Schlacht“ zitiert: „Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab“, und das hatte ihn unangenehm berührt, denn er hatte bei sich beschlossen, noch lange nicht zu sterben, was von Seiten eines Mentiers schon entschuldbar ist, und wollte nicht daran erinnert sein. Hier aber auf dem Kirchhofhügel starrte ihm der Tod gleichsam Stunden für Stunden gerade ins Angesicht. Aber sein Weib hatte die Bemerkung hingeworfen, wenn man etwas vorstellen wollte, so müsse man auch in des Wortes vollster Bedeutung auf die Leute herabsehen können. Das haben schon die alten Ritter so gehalten, wie er in den vergilbten Schriften lesen konnte, und jeder fettgewordene Viehhändler stelle sein Geißloch auch jetzt noch auf einen Auszug. Sie wolle ihm aber nichts darüber reden, denn er sei der Herr. Das hatte entschieden; der „Herr“ hatte getan, wie seine „Magd“ gewollt.

Aber einen Schmerz hatten die beiden alten Leute bei diesem Aufstieg doch erlebt, an den sie nicht gedacht hatten und den sie nicht vermeiden konnten. Gerade auf dem Plage, wo sie ihr Haus hingestellt, hatte früher die Leidenhalle, das Weinhäus, gestanden, wie es in der Ortschronik noch zu lesen und in jedermanns Munde war. Und jetzt hier man die alten Leuten — und auch nicht nur hinter ihrem Rücken — „die Weinhäuser“. Und einen sogenannten Hausnamen bringt auf dem Dorfe Kind und Kindekind nicht mehr weg.

Da hatte „Seelenhofer“ doch nicht gelungen, und es war noch eine Art Ruhm dabei gewesen. Ein alter Vorfahre auf dem Gute sollte nach der Legende nämlich vor Zeiten durch Gebet und Kasteiungen

Cash Register zu verkaufen!

War bloß einige Monate im Gebrauch.

Der Register ist bei der National Cash Register Co. in Toronto gemacht worden. Die Klappen zeigen 5, 10, 15, 20, 25, 30, 35, 40, 45, 50, 60, 70, 80, 90 und \$1.00 Einlagen. Die Klappen zeigen ferner: Die Zahl der Kunden, die Zahl der Verkäufe, die ganze Ertrags des Tages addiert, und wie oft der Deckel gehoben wurde. In der Seite ist der laufende Kontroll-Papierstreifen, die G. Klappe enthält eine Abteilung für Papiergeld und 3 für Silber. Die Klappe ist das neueste Modell und befindet sich in bestem Zustand. Anfragen richten man an J. B. Hayes, Box 244, Humboldt, Sask., oder persönlich im Windsor Hotel, Humboldt.

Land-Markt!

Kaufkapital auf periodische „Snaps“ in dieser Anzeige!

Die ganze Section 13-37-18 W 2nd zu \$25.00 per Acre. Bedingungen: Weder Kapital noch Zinsen bis zum 1. Dezember 1919, unter der Bedingung, daß 150 bis 200 Acres in dieser Saison gebrochen werden.

Dosses & Schindler

Real Estate, Loans and Insurance Watson, Sask., Canada.

Wenn Sie nach Humboldt kommen gehen Sie zur Candy Kitchen für hausgemachte Candies, Eiscräm, Soft Drinks, Biere und Stouts, Eiders und dergleichen, alles stets frisch und bekömmlich. Unsere moderne Soda Fontain, unsere Eiscräm Portionen und Getränke sind geradezu köstlich.

Wir haben stets erstklassige Schokoladen vorrätig und der Inhalt unserer hübschen Cartons ist stets garantiert frisch und echt.

Humboldt Candy Kitchen
Kingsstone Str. Gegenüber Pihels Fleischladen Humboldt, Sask.

Das Neue Mehl

Wir wünschen unserer werten Kundenschaft bekannt zu geben, daß wir jetzt ein

gutes, gleichmäßiges Mehl

herstellen, in Uebereinstimmung mit den Anordnungen der Nahrungsmittel-Behörde.

In der Hoffnung, daß Sie uns auch weiterhin Ihre Kundtschaft zuwenden, und daß das Neue Mehl Sie zu friedensstellen möge, zeichnen ergebenst

McNab Flour Mills, Limited
HUMBOLDT, SASK.

Vorzügliche Gelegenheit!

Es bereitet uns große Genugthuung, unsere Lesern mitteilen zu können, daß noch der traurigen Kriegszeit, da es jeden Tag schwerer wird wirklich gute und gediegene deutsche katholische Bücher zu irgend einem Preise herzuholen zu bekommen, es uns gelungen ist, einen bedeutenden Vorrat eines wirklich hervorragenden apologetischen Werkes zu einem bedeutend ermäßigten Preise zu erwerben, so daß wir dasselbe unseren werten Lesern unter dem regelmäßigsten Preise anbieten können. Das Werk betrifft sich:

Das Zeichen des echten Ringes

und ist geschrieben von Dr. Albert v. Ruville, Universitätsprofessor zu Halle. Es ist gut und dauerhaft in Leinwand gebunden, und der regelmäßige Preis ist \$1.00. Solange unser Vorrat reicht, sind wir bereit, an irgendwem unserer Lesern ein Exemplar portofrei zu liefern zu dem bedeutend ermäßigten Preise von

Nur 75 Cents.

Der Verfasser, Dr. Albert v. Ruville, wurde am 7. Juli 1855 zu Potsdam geboren, war von 1876 bis 1888 Kantor, Kantorssekretär, wurde 1896 Privatdozent und 1905 Titularprofessor an der Universität zu Halle. Auch schrieb er eine Anzahl bedeutender politisch-historischer Schriften. Sein Uebertreten zur katholischen Kirche im Jahre 1909 erregte in ganz Deutschland bedeutendes Aufsehen. Im folgenden Jahre (1910) veröffentlichte er das Buch „Das Zeichen des echten Ringes“, in welchem er die Gründe darlegt, welche vorzüglich in ihm die Ueberzeugung zum Durchbruch brachten, daß die katholische Kirche die allein wahre Kirche Christi ist. Das Werk fand solchen Anklang, daß schon im ersten Jahre 18,000 Exemplare gedruckt werden mußten. Es ist in hohem, schungsvollen Stil gehalten, der dem Leser um so mehr Genuß bereitet, je mehr er selbst gebildet ist. Wir können dieses Buch bestens empfehlen.

Man richte alle Bestellungen an:

St. Peters Bote, Münster, Sask.

Trauerbilder

zum Andenken an die lieben

Verstorbenen

des

St. Peters Bote

Münster, Sask.

worden angefertigt in der Office

des

St. Peters Bote

Münster, Sask.

worden angefertigt in der Office

des

St. Peters Bote

Münster, Sask.

worden angefertigt in der Office

des

St. Peters Bote

Münster, Sask.

...er Obhut behalten. Ich mit einer Droste zurückkehren, die ich wieder nicht, fügte er, den Strauß hinteren Mannth in den Rücken des Rauschlers gewährend, möglichen Blau, „möglichst beilen und die des letzten Wächteramtes binnen kurzer Zeit entheben.“

2. Kapitel.
Der kriminalistische Scharfblick des Polizeikommissars erries sich denn doch vordringender, als der des Auweilers. Die mit der überführten Verbrecherin angelegten Verböde ergab die zweifelhafte Unschuld von Mutter und Schwester, wie auch die volle Mithigkeit der über Namen und Stand gemachten Angaben. Der Kommissar war nun doppel mit sich zufriedener, daß er der Stimme seines Herzens gefolgt und die beiden Damen — auf seine eigene Verantwortung — statt in Untersuchungshaft in das von ihnen bewohnte Hotel begleitet und sie daselbst nach einer kurzen erklärenden Unterredung mit dem Wirth unter dessen besondere Obhut gestellt hatte.

Uebriens schloß Frau von Techmars lebender Zustand jeden Gedanken an Mord vollständig aus. Die Deme sie aus einer Ohnmacht in die andere. Der herbeigeholte Arzt machte ein bedenkliches Gesicht; auf seine Veranlassung ging eine Verwidel an den ahnungslosen Gatten ab, welche ihn schleunigst zu der in Besorgnis erregender Weise erkrankten Gemahlin rief.

Bereits am nächstfolgenden Tage traf der Regierungsrath in Frankfurt ein. Er wurde von dem Hotelwirth überaus artig, aber mit solchem Gemessenheit, fast feierlichen Ernst, wenn ein sichtlich Ausdruck von Wang und Verlegenheit sich bemerken ließ, empfangen, daß der von banger Ahnung ergriffene Herr von Techmar mit verhaltenen Stimme bat:

„Sagen Sie mir die Wahrheit: Meine Frau ist todt?“

„Nein, bedauere, Herr Regierungsrath,“ besilte sich der Wirth zu versichern. „Die gnädige Frau befindet sich heute sogar ein klein wenig besser, trotzdem dürfte es geboten sein, nicht so gleich.“

„Kraien Helene von Techmars Erscheinung hinderte den Wirth am Weiterreden. Hatte sie, am Fenster stehend, den Antommenden im Scheine des Gaslichtes, erkannt? Hatte der vertraute Ton seiner Stimme ihr Ohr erreicht? Händeringend floß sie die Treppe hinauf und warf sich mit dem Aufschrei: „O Vater, Vater!“ an die Brust des Heiserlebenden.

„Mein armes Kind, steht es so schlimm? — und ich höre doch eben — aber juche Dich doch zu fassen, Helene! Komm, begleite mich auf mein Zimmer und erzähle mir, welche Ursache die unglückliche Veränderung in Manas Befinden, das nach ihren Briefen das denkbar beste zu sein schien, bewirkt.“

Während der Regierungsrath, mit aller Kraft gegen die eigene Erschütterung anstämpfend, beschwichtigend auf die in Schmerz aufgelöste Tochter einwirkte, folgten Helene — Helene vom Vater mehr getragen wie geführt — dem voranschreitenden Wirth, welcher dem Regierungsrath ein neben der erkrankten Frau gelegenes Zimmer anwies. Als die Weiden nun hier allein waren, begann Herr von Techmar:

„Nun wir weiteres besprechen, liebes Kind, laß mich einen Blick — und wär's auch nur aus der Ferne — auf die theure Kranke werfen. Ist Vethu allein bei ihr?“

Er nahm die Gegenwart der jüngsten Tochter als selbstverständlich an, seine Kräfte aber machte die noch immer in seinen Armen hängende schlafende Mädchengestalt plötzlich sich erleiden. Der Regierungsrath fühlte, sie zitterte wie Espenlaub. Als nun sein besorgter forschender Blick in das todtenblaue Antlitz schaute, trampfte sein Herz sich zusammen. Er empfand es ahnend; die schwere Erkrankung der geliebten Frau war nicht das einzige Unheil, das sein Lebensglück bedrohte.

„Was ist geschehen?“ fragte er, bemüht, seiner Stimme Festigkeit zu geben. „Ist jebe Dir's an, Deine Seele leidet — sprache mich nicht lange auf die Folter, Helene!“

„Gott — Gott! Wie soll's ich Dir nur sagen, Papa!“

„Ist das Unglück so groß, um es in Worte zu fassen? Ist lange an zu fürchten, es handelt sich nicht allein um Mama. Sprich, Helene, ist auch Vethu erkrankt? — vielleicht noch schwerer als Mama? — Treffe ich sie wohl gar?“

„Ich bringe es nicht über die Lippen — es ist zu schrecklich, Papa — zu schrecklich!“

Fortsetzung folgt.